

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 19.

Jährlich 24 Doppelnummern in Heften
vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 1. October 1890. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4¼ M.

XVII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Alte.

Novelle von Frida Schanz.

Schon als sechsjähriges Kind wurde sie von den Eltern, Dienstboten und Geschwistern viel öfter mit dem Namen „die Alte“, als mit ihrem eigenen hübschen Taufnamen Gertrud benannt.

Schon damals führte sie mit der ihr eigenen Beständigkeit und mit fast unnatürlichem Ernst die Oberaufsicht über fünf Jüngere, zwei eigene Geschwister und jene armen drei, welche nach dem schnellen, traurigen Tode ihrer Eltern in das Haus des Regierungsrathes aufgenommen wurden. Es war dies kein leichter Entschluß für den jungen Beamten und seine nicht eben kräftige Frau; aber sie waren mit den Verstorbenen doppelt verschwägert gewesen, und so wurde die große Aufgabe zur einfachen und natürlichen Pflicht. Die beiden Kinder-Kleeblätter fügten sich übrigens auf's

Leichteste in einander ein; sie glichen sich wie die Vögel eines Nestes; hüben und drüben waren die Mädchen blond und die Knaben dunkel, jene blauäugig, licht und lieblich, diese kräftig und schwarz, lebhaft und rasch.

Später kamen zu dem halben Duzend noch zwei hinzu; es war kein Wunder, wenn es die kleine Gertrud mit einem Gefühl von Würde und vorzeitiger Verantwortlichkeit erfüllte, die Älteste von so vielen zu sein.

Im Gegensatz zu den zahlreichen Kleinen wurde sie die Alte. — „Die Alte ist ja bei ihnen,“ — das war, als könne den Kindern auch fern vom Mutterauge nichts Schlimmes begegnen. — „Nicht wahr, meine Alte, du giebst mir einen Augenblick auf das Brüderchen acht?“ sagte die Mutter in jenem Tone ruhigen, ehrenden Zutrauens, der ein kleines Mädchen viel eher als Bitten und Strafen zu treuer Zuverlässigkeit verpflichtete. — „Unsere Alte wird doch nicht weinen,“ hieß es, wenn sie sich gestoßen hatte oder gefallen war, „was würden die Kleinen denken!“ — Und wirklich, sie vermochte sich zu überwinden, sogar zu lachen, wenn sie Schmerzen hatte, das holde kleine Ding!

Hatten die Jungen ein Spielzeug verkratzt, das nun gerade zur Stelle sein mußte, weil es nirgends zu finden war, so hieß es: bittet die Alte, sie sucht es Euch! — Die Alte fand es gewiß. — Nie fiel es dem Vater ein, eins von den Jüngeren, die der Alten zum Theil doch ziemlich nahe in den Jahren standen, um eine Handreichung zu bitten. Nur die Alte wußte, wo die Zeitung, die Pantoffeln und die Cigaretten-Schachtel hingehörten und zu finden waren.

Es war, als sei das Maß der Entfernung, die Perspective der Zeit zwischen ihr und den Geschwistern unnatürlich aus einander gerückt, um so viel schien sie durch die Würde der Ältesten den Anderen an Jahren voraus zu sein.

Die jüngeren Geschwister wurden sich dieses Umstandes bald in gleichem Maße wie die Eltern bewußt. Es war sonderbar: sie liebten, zankten und pufften sich alle durch einander, wie echte Geschwister; die Alte aber stand außerhalb dieses Ringes. Die Kleinen lernten sie bald als etwas Besonderes ansehen; sie lernten sich ihr fügen und unterordnen, aber auch jedes Opfer



Alte Freunde. Von B. Bantier. — Siehe Seite 151.

von ihr verlangen und als etwas Selbstverständliches hinnehmen. Gab es etwas zu theilen, so verstand es sich von selbst, daß die Alte das Richteramt übernahm und dabei wenig oder nichts für sich behielt. Jeden Streit mußte sie entscheiden; überhaupt waren der Anliegen, der Fragen und Klagen an sie kein Ende; sie war den Kleinen unentbehrlich wie eine wirkliche, gute treue Alte, und dies um so mehr, als die Mutter im jeweiligen Kleinsten zu sehr aufging, um der Gesamtheit Alles zu sein.

Was die Autorität der Alten betraf, so zeigte sie namentlich an dem ihr im Alter ziemlich nahe stehenden größten Pflegebruder, einem wilden, unberechenbaren Schlingel mit viel Eigensinn und wenig Gehorsam, ihre ganz erstaunliche Macht. Die kleine Person hatte eine ganz reizende, freilich ziemlich altkluge Art, Moral zu predigen, die den hartnäckigsten Uebelthäter schließlich zur Buße zwang.

Manches rührende Sündenbekenntniß, mit dem der schlimme Kolf das Herz des strengen Pflegevaters überumpelte, war dem zarten Gewissenszwang, den die Alte ausübte, entsprossen. Wichtig für Kolf's ganzes Leben war die Thatkraft, mit der die Alte den arbeitsscheuen kleinen Faulpelz beinahe zum Vorzugschüler umwandelte. Die Bücher und das langsame Lehrsystem langweilten den klugen Jungen; er wußte immer Alles, was daran kommen sollte, voraus, aber er wußte nie seine Aufgabe. Schon ein paar Mal waren Klagen über ihn eingelaufen; da nahm sich die Alte seiner an; es half ihm nichts, er mußte lernen. Sie rief ihn vier, fünf Mal an seinen Arbeitstisch, sie trug ihm die Bücher nach, sie hörte ihm das Gelehrte ab, sah seine Hefte durch und ließ ihn nicht eher davon, bis alles in Ordnung war; so trieb sie es, so lange sie mit ihren kleinen Schritten dem Gange seiner Knabenstudien folgen konnte, und später ließ er es schon aus eigener Einsicht nicht dazu kommen, daß er den Blick wegen einer „Lumperei“ vor den klugen Mädchenaugen hätte niederschlagen müssen. Es war keinem wohl, wenn die Alte ihm böse war, und ihm, der sich gewöhnt hatte, in allen seinen kleinen Angelegenheiten ihre überlegene Einsicht zu Rathe zu ziehen, ihr zu vertrauen und als ihr besonderer Schützling auch gelegentlich ihres besonderen Beistandes gegen den oft ein wenig allzu rasch aufbrausenden Vater zu genießen, vollends nicht.

Hatte die Alte von jeher nicht viel Sinn für Tändeleien, Kinderthorheiten und Kinderspiele gehabt, so schien sie, nachdem sie in ihrem vierzehnten Jahre von der sterbenden Mutter in feierlicher Weise zur Schöpferin der Waislein ernannt worden, mit dem letzten Reste dieser Harmlosigkeit gebrochen zu haben. Mit wahrhaft heiligem Ernste ließ sie sich das Wohl und Wehe all' der Jüngeren angelegen sein; ein starkes Gefühl von der Verantwortlichkeit ihres „Alters“ schien sie jetzt ganz zu beherrschen. Waren Lehrstunden und Schularbeiten abgethan, so war sie bei den Kindern; oft gab sie den Dienstboten Anweisung, wie dies und jenes anzugreifen und einzurichten sei, was früher nur von der Mutter Hand besorgt worden war.

So wurde sie immer mehr eine wichtige, unentbehrliche Person im Hause; der Abstand zwischen ihr, die von Tag zu Tag zu reifen schien, und den Anderen, welche gerade durch ihre Fürsorge und Obhut doppelt lange Kinder blieben, erweiterte sich immer mehr, sie wurde im wahren Sinne des Wortes frühzeitig alt; ja, wenn man unter Jungsein Frische, Sorglosigkeit, blühenden Frohsinn und Lebenslust versteht, so ist sie in Wirklichkeit niemals jung gewesen.

Auch die Vergnügungen der Jugend, der kurze, glänzende Rausch von Tanz und Spiel, blieb ihr fremd.

Ganz flüchtig tauchte auf die Anregung des Arztes hin, der sie für ihre Größe zu schmal und blaß fand, auch in Bezug auf sie während ihrer schönsten Jahre einmal die Frage der Välle auf. Aber der Vater war mit ihr der Ansicht, daß es damit Zeit habe, bis die beiden nächstgrößten Mädchen herangewachsen sein würden, vollkommen einverstanden, und so wartete sie, ohne im Trubel ihres geschäftigen Lebens nur je etwas zu vermischen, bis Schwester und Pflegechwester, die schon als Kinder ein fröhliches, holdseliges Paar abgegeben, sich zu zwei von aller Welt beachteten, verzogenen, blühenden und strahlenden Schönheiten entfaltet hatten.

Mit diesen beiden „Sternen“ erschien sie zum ersten Male im glänzenden Lichte eines Ballsaales; die Mädchen waren durch ihre Fürsorge licht und düstig wie ein paar Kirschblüthen angethan; sie selbst erschien schlicht und weit über ihr Alter ernst gekleidet, um gleich damit zu zeigen, daß ihr nichts Anderes zu begehren einfallt, als den beiden lebensfrohen Kindern eine Beschützerin zu sein. Sie hatte nicht einmal tanzen gelernt und war übrigens in der letzten Zeit, im Gegensatz zu der früheren Weisung, vom Arzte vor jeder raschen Bewegung und starken Erhitzung gewarnt worden.

So saß sie gleich auf ihrem ersten Valle zuschauend unter den Alten, und es fiel Niemandem ein, ihr diese keine Anmaßung dringlich und ernsthaft freitig zu

machen. Sie selbst dachte nicht daran, daß sie ein Unrecht erleide; sie war zwar gerade an jenem Tage besonders nachdenklich, und ihr Gesichtchen sah, wenn es den schönen, traumhaft an ihr vorüber schwebenden Schwestern nicht zulächelte, traurig und sorgenvoll aus; aber ihr Kummer hatte mit ihrer eigenen Person, wie immer, nichts zu thun.

Es gab daheim jetzt stürmische, unbehagliche Zeiten. Schwere Wetter lagen in der Luft, und sie selbst rang mit ihrer ganzen Kraft, um das Haus vor der Erschütterung eines schmerzlichen Schlages zu bewahren. Der Vater und Kolf vermochten sich immer weniger zu verstehen.

Der Knabe war zu einem unruhigen, feuerblütigen Jünglinge emporgewachsen, der selbst noch nicht recht wußte, was er mit seinem Leben und seinen Gaben anfangen sollte, und der die ganze überschüssige Kraft seines Temperamentes verausgabte, um sich gegen die festen und engen Maßregeln seines Pflegevaters aufzulehnen. Der Regierungsrath, der vor kurzem zu der ehrenvollen Staffeln eines „Geheimen“ aufgerückt war, wollte, — von seinem verstorbenen Bruder mit unumschränktem Vormundsrechten über dessen Kinder ausgestattet, — den ältesten der Knaben in seinem eigenen Fache glücklich werden sehen, vielleicht gerade, weil der phantastische Vursche so wenig Neigung zu diesem Berufe hatte, und weil in dessen widerspenstigen Wesen etwas lag, das in einem philistrischen Vormund den heftigsten Ehrgeiz wecken mußte, ihn zu überwinden.

Mehr aus eigensinniger Opposition, als aus innerster Neigung, hatte der heranwachsende Kolf die Idee gefaßt, in den Dienst der Marine treten zu wollen. Je geringschätziger der Rath diese Knabenphantasie bei Seite warf, um so hartnäckiger bestand Kolf darauf, und namentlich als der Zeitpunkt, die Carrière planvoll zu beginnen, versäumt schien, war der tropige Kummer, er sei um seinen wahren Beruf, um sein ganzes Lebensglück betrogen, dem Jünglinge nicht mehr auszureden. Fast täglich kam es nun zu heftigen, häßlichen Scenen zwischen Pflegevater und Sohn. Die Alte hatte vollauf zu thun: zu schlichten, zu trösten, zu mahnen, des eigensinnigen Vaters gute, treue Meinung vor dem erbitterten Jünglinge in's rechte Licht zu stellen und dessen Jugend und heiße Lebenskraft vor dem erzürnten Manne zu rechtfertigen. Der Geheime Rath machte seine äußersten Rechte geltend; Kolf mußte Jura studiren, und er selbst lud sich die schwere Selbstpeinigung auf, die Studien des grollenden jungen Löwen zu überwachen.

Begreiflicherweise reizte dies Kolf zum äußersten Widerstande, er bot dem Vater offenen Trotz, versäumte die Collegien und füllte seine Hefte während der Vorlesungen mit Caricaturen und schlechten Versen. In sonstigen studentischen Vorzügen, Trinken, Fechten, Courschneiden und Schuldenmachen, that er es dagegen als junger Fuchs einem alten liederlichen Studenten gleich. Den lauten und heftigen Vorwürfen des Rathes stand er leß und furchtlos, ohne Reue und Rührung, mit der tropigen Gelassenheit eines Menschen gegenüber, der sich förmlich Mühe giebt, sein besseres Selbst so schnell wie möglich zu vergeuden und los zu werden.

Kaum war in diesem feindseligen Widersacher des zürnenden Mannes derselbe wieder zu erkennen, der dann in stillen Stunden nach dem Vorlesen eines schönen Gedichtes oder dem durchseelten Spiele einer Beethoven'schen Sonate im stillen Zimmer der Alten mit Thränen deren Hand ergriff.

„Liebe, einzige Alte! O, gieb nur Du mich nicht auf! Verlasse mich nicht! Verdamme mich nicht! Ich bin nicht allein daran schuld, daß es so furchtbar weit mit mir hat kommen müssen!“

„Ich Dich verlassen! Alter, schlimmer Junge, woran denkst Du nur!“ — — —

Sie war ihm immer zur Seite, wenn er sie brauchte; in den verzweifeltsten Fällen gab sie seinen Anwalt beim Vater ab, sie behandelte ihn mit Achtung und Freundschaft, wie toll er es auch trieb, und schließlich war sie es, die das Neueste wagte; sie trat dem Vater, den nur sie in aller bescheidenen Demuth nicht fürchtete, beherzt gegenüber und forderte von ihm die Rettung der gefährdeten Seele; sie hatte den Muth, ihm den von jeher so falsch behandelten Charakter des Jünglings förmlich zu erklären und den Irrthümern des jungen Mannes die größeren Erziehungsfehler, die man an ihm begangen, entgegen zu stellen.

Wehe, hätte sich ein Anderer dies unterfangen und hätte gar ein Anderer zu erbitten gewagt, was die Alte forderte: Nachsicht und Gnade für den Rebellen!

„Gieb ihm nur einen Schein von Freiheit! Laß ihn nur fort von hier,“ drängte sie. „Nimm ihn beim Wort: Lieber Kaufmannsbücher als Pandekten!“ und bringe ihn in einem großen feestädtischen Handlungshause unter. Er wird jetzt in jedem Berufe, in dem nur scheinbar seine Neigung in Betracht kommt, etwas Tüchtiges leisten. Noch ist es nicht zu spät.“

Der Rath war gewiß nicht der Mann, einen so

willkürlichen Vorschlag ohne Weiteres in Betracht zu ziehen. Aber um diese kühne Alte hatte sich mit der Zeit der ehrwürdige Heiligenschein hoher Unfehlbarkeit und weit überlegenen Scharfblickes verbreitet; zudem hatte sie sich das Anrecht an des Vaters Nachgiebigkeit nicht, wie die anderen Geschwister, durch tausend kleine thörichte Wünsche verschmälert; der Gedanke, sie abzuweisen, erschien fast verhängnißvoll; kurzum, der Rath widerstand wohl zunächst, aber er litt heimlich wie der ärgste Sünder unter dem Doppelkreuz von Kolf's schlimmen Streichen und den Vorwürfsblicken der Alten. Und endlich gab er nach, schnell, hastig und zornig, sodaß das Ganze mehr einer Strafe, als einer Gnade glich; er zeigte dem Jünglinge schwarz auf weiß, daß sein kleines Erbtheil bis auf einen unbedeutenden Rest verbraucht sei, und gab ihm als letzten Ausweg ein rasches Umsatteln zum Kaufmannsberufe frei.

„Das danke ich Dir, meine liebe, liebe Alte,“ sagte Kolf, als er, förmlich gestählt und gewachsen durch den Anhauch von Freiheit und frischer Luft, der ihm aus der Zukunft entgegen wehte, mit einem Gesicht, auf dem taufend schöne Entschlüsse standen, das Vaterhaus verließ, um in ein Hamburger Handels- und Rhedehaus zunächst als einfacher Lehrling einzutreten.

Sie war bei diesem Abschiede wieder ganz „die Alte“.

„Nun mache mir aber auch Ehre, mein Junge, hörst Du?“ sagte sie im Tone wahrhaft mütterlicher Sorge. Und wie das Antlitz einer Mutter dem Sohne gegenüber, blieb ihr zartes, schmales Gesicht ruhig und rein, als er sie in der Bewegung des Abschiedes heftig und heiß in die Arme schloß und ihre Wangen, ihre Augen und ihren kleinen Mund mit seinen ungestümen Küssen bedeckte.

Es war gut, daß die nächste Zukunft so viel neue Sorgen und Aufregungen für sie brachte, sonst hätte die Verantwortlichkeit, die sie durch ihr entschiedenes Eingreifen für Kolf's Zukunft übernommen, ihr wohl noch schwerere Gedanken gemacht.

Aber sechs halbflügge Vögel im Neste lassen die verständigste, kaltblütigste Alte nicht leicht zur Ruhe kommen.

Die Dritte der Mädchen trat eben, — es war fast genau ein Jahr nach jenem ersten Valle, — mit fast noch lieblicheren Gaben der Natur ausgestattet, in die Welt. Die beiden Aelteren hatten schon ihre kleinen Herzensnöthe; Marianne, das Pülegelind, hatte aus dem übermüthigen Liebesgeplänkel mit einem schwarz-äugigen Lieutenant, der ihr im vorigen Jahre alle Välle „furchtbar interessant“ gemacht, eine ernste kleine Wunde davongetragen; die schönen, siegesgewissen Augen verfolgten sie Tag und Nacht, und der Lieutenant war, obgleich er nicht ganz mittellos dastand, doch gewiß kein so großartiger Held, um ein armes Mädchen heimzuführen. Seltsamer Weise litt die kleine Gustava an fast entgegengesetzten Zweifeln: sie kämpfte einen übergewissenhaften Kampf der Entscheidung zwischen zwei gleich feurigen Bewerbern, einem targ besoldeten Affessor und einem liebenswürdigen, reichen Fabrikantensohne, und konnte die Antwort auf die Frage des eigenen Gewissens nicht finden, ob das Gefühl, welches Leporem so laut den Vorzug gab, wirklich reine, heilige Liebe sei, oder ob das Gefallen an einer zierlichen, feudalen Sandstein-Villa, an Wagen und Pferden und der Aussicht auf entzückende Sommerreisen einen kleinen, verabscheuungswürdigen Antheil daran habe.

Daß die arme Alte an allen diesen Kämpfen und Leiden so eng und innig theilhaftig war, als ob sie selbst auf's Verzehrendste liebe und geliebt werde, versteht sich beinahe von selbst.

Den beiden Mädchen durfte wenigstens die Welt außerhalb des kleinen Bereiches ihrer eigenen theuren Interessen gleichgültig sein, die Alte aber hatte tausenderlei Anderes daneben durchzuringen und durchzukämpfen. Der zweitälteste Knabe, der nun auch schon fast erwachsen war, begann zu kränkeln; er sah durchaus unmännlich zart und blutlos aus und hustete des Nachts, wobei er in trotziger Verachtung alles Weichlichen und Schwachen jede Anspielung auf Schonung und Gefahr auf's Heftigste von sich wies. Es war eine Heldenarbeit für das Mädchen, den störrigen Sinn des unreifen, unklugen Menschen zu beugen, hinter dem Rücken des glücklicherweise noch arglosen Vaters den Arzt heranzuziehen und dessen Verordnungen dem jungen Rebellen mit Strenge und scherzender Freundschaft aufzuzwingen. Zum Glücke waren die beiden übrigen Jungen blühende Bilder von Gesundheit, aber auch sie machten ihrer „Alten“ Noth; der „schöne“ Hans durch eine übertriebene Neigung zu noblen Lebensgewohnheiten, die sich vorläufig in einer bis zum Zorn gehenden Opposition gegen vorjährige Anzüge, billiger Wäsche und billige Theaterplätze aussprach und weitere, schlimme Consequenzen erwarten ließ. Meinhard, das Nestkind, trachtete offenbar, das Juvel dieser brüderlichen Feinheit durch äußerste Genialität wieder einzubringen, aber

sein Gehelassen, das sich auf Ausdrücke und Anschauungen in gleichem Maße wie auf Kleidung bezog, gab der schwesterlichen Erziehung nicht weniger zu thun.

War es ein Wunder, daß die Alte bei der Menge und Schwierigkeit dieser Anforderungen, mit denen ein stetes, mühevolleres Bedenken und Erwägen des leidigen Finanzpunktes Hand in Hand ging, sich selbst, ihre eigenen Lebensrechte und den Wandel der Jahre vergaß?

Sie wurde nun wirklich alt, die gute, uneigennütige Seele, alt wenigstens für ein Mädchen, deren Jugend ja in so traumkurzer Zeit verweht. An dem Fluge der Ereignisse, den sich vollendenden Geschichten der Jüngeren mußte sie es wohl merken.

Im Laufe von drei Jahren flocht sie den schönen Schwestern allen dreien den Brautkranz in's Haar. Der brave Soldat hatte, um sein schlanke Mädchen heimzuführen zu können, dem Waffenhändler Palet gesagt und das Landgütchen, sein Erbtheil, dessen Ertrag ihm früher einen sehr unbedeutenden Zuschuß gewährt, zur eigenen Bewirthschaftung übernommen. Gustava's rechtliches kleines Herz hatte sich zuletzt immer entschiedener und wärmer dem jungen Fabrikanten zugeeignet, je mehr sie mit freundiger Genugthuung bemerkte, daß der Assessor in der schönen Jüngsten ihr veredeltes Ebenbild zu entdecken und mit weniger schwankendem Erfolge anzubeten schien. Ohne weitere Kämpfe fanden die beiden Paare sich zusammen.

Jedem der drei Mädchen rüstete die Alte, die Uebersehene, Vergessene, Uebriggebliebene, das trauliche Nestchen zu. Dreimal hatte sie die reizenden Sorgen, die die Einrichtung und Ausstattung einer jungen Wirthschaft mit sich bringt, durchzudenken und die geschmückte Stätte zum Einzug des voll aufgeblühten Glückes zu bereiten. Dazwischen quälte sie immer die Sorge um Walter's noch lange schwankende Gesundheit, die, ihren fortgesetzten eifrigen Bemühungen zum Lohn, sich endlich doch noch auf's Erfreulichste kräftigte und stärkte. Auch die beiden Jüngeren kamen aus den Extremen ihrer knabenhaften Lebensanschauungen schließlich rechtzeitig in ein vernünftiges, mittleres Fahrwasser, entschieden sich ohne langes Schwanken für ihren künftigen Beruf und lernten, lebten und tollten sich durch ihre grünen Jahre zu brauchbarer, gut gefestigter Männlichkeit durch. Was sie an kleinen Thorheiten und gelegentlichen Abschweifungen vom geraden Wege sich noch leisteten, mußte die Alte büßen. Sie war noch immer die Vertraute, die Freundin und Helferin Aller, die freundlichste Weggefährtin, die stets bei der Hand und stets bereit war, den Anderen ihr Lebensbündel über steinige und unwechslige Stellen tragen zu helfen. Ihr uneigennütziges, theilnehmendes Herz war gleichsam der Angelpunkt der Familie; jedes der Geschwister war ihr besonderer Freund, ihre besondere Freundin, jedem war sie „seine Alte“.

Am zärtlichsten, man möchte sagen am kindlichsten hing aus weiter Ferne das Herz des großen Kolf an ihr. Seit er das Vaterhaus verlassen, hatte eine regelmäßig fortlaufende Reihe von Briefen das ganze Reisen und Werden, Ringen und Siegen des theueren Schützlings dem treuen Pflegemütterchen wieder gespiegelt. Kolf hatte, was man sagt, sein Glück gemacht. Sein leidenschaftlicher Eifer, seine geniale Fassungsgabe, sein Weltblick, dazu ein ungewöhnliches Sprachtalent hatten ihn in wenigen Jahren über den engen Kreis der untergeordneten kaufmännischen Thätigkeit hinausgehoben. Kaum ein Jahr als Commis thätig, ward er, mit einer ziemlich schwierigen Handelsmission betraut, als Agent und Vertreter des Hamburger Hauses nach Ostindien gesandt, lenkte dort den Blick eines der größten englischen Handelsherren Calcutta's auf sich und trat, nach rascher Lösung seiner bisherigen Verpflichtungen, mit den glänzendsten Zukunftsaussichten in dessen Dienste. Glück und Geschick machten ihn in fünf Jahren zum Hauptträger der Firma. Sein Drang nach Thätigkeit, sein unruhiges Sehnen nach einem interessanten, ihn voll ausfüllenden Beruf hatte nun die schönste Erfüllung gefunden; er stand fest und stolz auf einem sicheren Boden, der den rastlosen Fleiß, das Genie und die Thatkraft, die seine Bestellung kostete, in hundertfachen, goldenen Früchten wiedergab.

Der Scharfblick der Alten hatte nicht getrogen.

Es war reizend, wie jeder von den Briefen des schnell zum reifen Manne gewordenen Kolf von dem naiven, glücklichen Stolze durchtränkt war, der Alten imponiren, ihren Beifall und ihre Hochachtung fordern zu dürfen. Es hatte sich durch das Verhältniß zu ihr eine gewisse zarte, gemüthvolle Seite in seinem sonst kräftigen und willensstarken Charakter ausgebildet: die Unterordnung des Mannes unter die erfahrene, in ihrem Urtheil feine und sichere, in ihrer Zartheit tapfere, werthvolle und edle Frau. Der Beifall der Alten war ihm der Maßstab seiner Verdienste und Errungenschaften; es war ihm ehrenvoll, ihr Freund zu sein, ihr Vertrauen gerechtfertigt, ihre Mühe und Sorgfalt nachträglich verdient zu haben.

So wurden ihr, auf einer Lebensstufe, wo die verheiratete Frau noch die Triumphe blühender Jugend feiert, auch schon die Ehren des Alters zu Theil; eine ganze junge Welt sah zu ihr auf, achtete sie und liebte sie mit leisem, wehmüthigem Bedauern, strebte nach ihrem Lobe und ließ sich ihr Urtheil lieb und wichtig sein.

Sie war so recht eine Vertreterin jener rührenden Frauengattung, die Niemand je begehrt, für die Niemand gegläht und geschwärmt, in deren Nähe aber ein Jeder sich wohl, heimlich und geborgen fühlt, deren Thun immer schön, immer sicher und richtig ist, neben denen man lange hinleben kann, ohne über ihr stilles Walten nachzudenken, nach denen einen aber in der Entfernung, in Augenblicken großen Leidens oder großen Glückes, plötzlich eine weiche, thränenreiche Sehnsucht überkommt.

Als die Alte ihren neunundzwanzigsten Geburtstag feierte, hatte sie eine große, herzliche Freude. Kolf sagte sich zum ersten Male nach zehn Jahren wieder in der Heimath an. Es hielt ihn nicht länger, den alternden Vater, mit dem er längst auf bestem, freundschaftlichstem Fuße stand, die lieben Schwestern mit ihren Gatten und den inzwischen schon lustig aufwachsenden Nissen und Nichten, die Brüder, die liebe alte Stadt und seine Alte wieder zu sehen. Da die Handelsinteressen der Firma, die er jetzt beinahe selbständig vertrat, neue europäische Anknüpfungen forderten, konnte er mit gutem Gewissen einmal ein Jahr der Heimath schenken.

Gar nicht lange nach seinem Briefe traf er selbst ein, — wundersam verändert: ein Aristokrat der Fremde, eine imposante, mächtige Gestalt, ein vornehmer, sicherer Weltmann vom Scheitel bis zur Sohle.

Die Alte erschrak, als sie ihn so fremd wieder sah. Befangen, merklich erröthend, trat sie ihm entgegen, und alle Rechte, alle Vertraulichkeiten, die sie in diesen Jahren als ihr Eigenthum und ihre größte Freude angesehen gelernt, schienen ihr im Augenblick dieses Begegnens verloren. Aber ihre innere Scheu und Qual währte nicht lange.

In der nächsten halben Stunde erfuhr sie, daß dieser Fremde, gereifte, sonnengebräunte Mann für sie ganz und gar derselbe geblieben war, als der er geschieden; das treue, anhängliche, fast kindliche Herz, voll herzlichster Verehrung und harmlosen Zutrauens, voll pietätvoller Aufmerksamkeit und rührenden, innigen Dankes.

Seine Bescheidenheit und Güte machte sie wieder so sicher, wie sie es immer gewesen war; sie empfand den Glanz seiner Persönlichkeit nicht drückend, sondern freudig und stolz; sie nahm an Allem Theil, was ihn anging, sie irug ihn nach Allem, sie lobte, sie neckte ihn, wie sie es sonst gethan hatte. Kolf hatte sich übermäßig auf die Heimath gefreut, und er wollte sie nun mit allen Fasern seiner lebhaft empfindenden Seele genießen. Wie ein Wirbelwind brach er in die stillen Verhältnisse der Seinen ein.

Seine laute, glückselige Daseinslust hatte etwas Verunsicherndes, Frühlingshaftes, das alle Anderen ansteckte und stürmisch mit sich fortriß.

Die jungen Frauen stürzten ihre Häuslichkeiten um, gaben Feste, warfen alle ihre kleinen Philister-Grundsätze über den Haufen, kleideten sich und die Kinder licht und schön um seinetwillen; die Herren Schwäger und Brüder waren zu allen lustigen Extravaganzen bereit, — sogar der alte Rath war verjüngt und ließ sich eine fröhliche Thorheit nicht leid sein.

Geradezu rührend inmitten dieses jubelnden Genießens und Sichfreuens erschien die Alte in ihrer milden, abgeklärten Heiterkeit. Man sah es dem sanften Glanze ihrer Augen, dem verklärten Lächeln ihres Mundes an, daß ihre Seele bis zum Ueberfließen erfüllt war von stiller Genugthuung, von selbstlosem, edlem Glücke. Wie allen Anderen, so erschienen auch ihr diese Tage der heiteren Sorglosigkeit, der täglichen Freude und Ueberraschung, als die wahre Feiertage ihres Lebens; das Gefühl, von dem prächtigen lieben Menschen, dessen Dasein wie Sonnenschein auf Alle wirkte, so über Alles geschäftigt, so fein und herzlich bevorzugt zu sein, überwältigte sie oft bis zu Thränen. Kolf feierte sie geradezu. Gegen alle Anderen ritterlich und freigebig bis zum Neuesten, war er für sie doch noch besonders sinnig und zart in seinen Ueberraschungen, und ebenso gab er von seinen Erlebnissen, von seinen Erinnerungen, seinem ganzen innersten Leben ihr das feinste und das beste Theil. Ueber Alles gern saß er in den Dämmerungen der Frühlingsabende in ihrem lustigen Erkerstübchen und plauderte mit ihr; sie war auch die Vertraute seiner Liebes-Erlebnisse; er hatte für manches holde Kind und manches wundervolle Weib geschwärmt, Schönheit, Temperament und Grazie hatten seinen leicht beeinflussten Geist wiederholt bis zu feuriger Leidenschaft, bis zu glühendem Begehren hingerissen, aber dennoch gestand er freimüthig, daß es ihm nicht leid sei, aus keiner dieser Hoffnungsblüthen die volle

Frucht des Glückes reif gezogen zu haben; die unwiderstehliche Macht innerer, zwingender Sympathie, die er zu einem Bunde für's Leben nöthig erachtete, habe noch kein Frauenherz auf ihn ausgeübt.

Es war, als wolle das Schicksal der Alten Wunsch, dem Lieblinge ihrer Seele auch dieses Heil nicht zu versagen, vor ihren Augen erfüllen. Kolf war noch nicht vier Wochen in seiner Vaterstadt, als er in einer Abendgesellschaft, welche ihm zu Ehren in einer befreundeten Familie gegeben wurde, ein auserlesenes schönes Mädchen kennen lernte, die von dem ersten Blicke an, den sie ihm geschenkt, eine merkwürdig große Macht über ihn gewann. Verunsichert von der eigenthümlich fesselnden Persönlichkeit, der sicheren Gewandtheit und der außerordentlich leichten und spielenden Unterhaltungsgabe dieses glücklichen Geschöpfes, machte er sich den ganzen Abend lang zu ihrem Ritter und war beinahe an diesem ersten Abend schon entschlossen, sich die fremdartige, duftende Blume für's Leben zu erkämpfen.

Mit der ganzen Lebhaftigkeit einer gewaltigen, glücklichen Erregung trat er am nächsten Morgen der Vertrauten seines Herzens entgegen.

„Nun brauche ich einmal Deine ganze warme Theilnahme, Du liebe, liebe Seele. Ich weiß, wie Du mit mir fühlst. Was ich Niemandem sagen könnte, was ich mir selbst kaum bekannt, Dir muß ich es anvertrauen.“

Er zog die Alte aus dem freundlichen Frühstückszimmer, wo er sie vor dem Erscheinen der Anderen aufgesucht, in den thauigen, knospenden Garten hinaus und schüttelte, während er ihre Hand, die er durch seinen Arm gezogen, zärtlich streichelte und drückte, sein ganzes schwärmendes Herz vor ihr aus. Er liebte das reizende Geschöpf schon so feurig, wie man eigentlich nur mit zwanzig Jahren von einem Tage zum anderen lieben lernt; er mußte sie gewinnen, und er wußte jetzt schon, daß seinen heißen Wünschen kein Hinderniß im Wege stand; sein Freund, bei dessen junger Frau Eva Lanken zu Besuch war, hatte ihm beim Auseinandergehen der Gesellschaft schon zu verstehen gegeben, Eva sei frei, und sie sei entzückt von ihm; zu allem übrigen war das Mädchen Waise, und er brauchte nicht zu fürchten, daß überängstliche Eltern ihm verwehren würden, sie so weit zu entführen.

Die Alte verstand die seltene Herzenskunst, sich mit Anderen zu freuen, aus dem Grunde. Er hatte sie immer für das beste Geschöpf der Welt gehalten, aber solch' ein inniges Jubeln zu seinem Glück hatte er doch kaum erwartet.

„Lieber Junge, ich freue mich zu sehr, ich bin ganz außer mir, daß Du mich etwas so Schönes mit erleben läßt,“ sagte sie, mit silberhellem Thränenglanz in den leuchtenden, lächelnden Augen. „Ja, solch' ein vollkommenes Wesen, so schön, so lieblich, so klug, etwas so ganz Besonderes habe ich für Dich ersehnt. Ob ich sie lieb haben will? O Du, daß Du das fragen kannst! Und ob ich finde, daß Du zu schnell entscheidest? Nein, bei solchen Sachen ist Entscheidung so schön; ich weiß, Du wirst Dir ein Mädchen auch nicht einen Augenblick lang zur Frau wünschen, die Deiner nicht würdig ist.“

(Schluß folgt.)

Rachtraub verboten.

Aphorismen.

Von Julius Grosse.

Ein allzuscharfes Auge ist kein Segen, denn es zerstört die Freude an den Dingen, das Vertrauen zu den Menschen. Man darf weder die Gesellschaft, noch die Freunde mikroskopisch betrachten, ohne Flecken zu entdecken.

Leidenschaft ist unproductiv, so lange sie flammt, erst wenn sie ausgelobert, wird sie künstlerisches Material. In der Asche der Lava wächst der köstlichste Wein.

Bei alten Freunden berühren sich die Seelen, bei neuen nur die Hände und bei Bekannten nur die Handschuhe.





Madonna.
See *Wilton* etc. — *See* *Ann* 102.

Nachdruck verboten.

Die Stirnbinde des Brahminen.

Ein indisches Märchen von Max von Hochberg.

In Lande der Palmen und Lotusblumen lebte vor vielen hundert Jahren ein reicher, vornehmer Ader, Namens Veiram. Sein Palast war geräumig, wie der eines Fürsten, von Terrassen, Borhallen und Säulengängen umgeben; seine Gemächer waren köstlich geschmückt und seine Gärten wohlgepflegt und bewässert, denn zahllose Diener gehorchten seinem Wink. Veiram war ihnen ein milder, gütiger Herr, auch war er wohlthätig gegen die Armen, und die Pilger, die bei ihm vorfrachten, segneten sein gastliches Dach, das ihnen Schutz gewährte, und seine offene Hand, die den abtreibenden Fremdling nie ohne Geschenk entließ. Und weil er so viel Gutes that, benedicten ihn die Leute nicht um sein Glück und seinen Reichthum, sondern sagten, Veiram sei ein Liebling des Himmels. Veiram glaubte das auch selber; er hatte im Leben weder Kummer noch Sorge gekannt, Krankheit hatte ihn nie heimge sucht, und was er begann, schlug ihm zum Guten aus. Deshalb meinte er schließlich, sein Glück müsse ein wohlverdientes sein, und es könne ihm nie fehlen, und da er eines Abends in gewohnter Weise seine Andacht verrichtete, flehte er, der Himmel möge ihm weiter nichts gewähren, als daß er ihm vergönne, seine Tage zu verbringen, wie bisher.

In der Nacht darauf erwachte er plötzlich. Dell schien der Mond. Ein Brahmine stand im Gemach. Schneeweiß war sein Gewand, silbern glänzte sein Haupthaar und silbern der Bart, der ihm bis zum Gürtel niederfloß. Die Erscheinung war so ehrfurchtgebietend, daß Veiram sich eilends vom Lager erheben und die Stirn in den Staub beugen wollte. Allein der Brahmine winkte ihm, zurück zu bleiben, legte den Zeigefinger an den Mund und deutete dann in eine Ecke des Gemaches. Veiram blickte nach der gewiesenen Richtung und gewahrte im Mondenschein ein Paar glühende Schlangenaugen, die unter einer Matte hervorlugten. Voll Entsetzen wollte er von seiner Ruhestätte aufspringen und entfliehen. Doch der Brahmine hob lächelnd die Hand, die Schlangenaugen entwichen in's Dunkel, und Veiram sank in Schlaf zurück.

Am anderen Morgen meinte er geträumt zu haben, ließ aber zu seiner Verhütung dennoch einen Schlangenschwörer rufen. Wirklich erschien da auf die Töne der Vochpfeife die Schlange, welche Veiram in der Nacht erschreckt, und nicht diese allein, mit ihr kam ihre junge Brut aus einer Höhlung der Mauer zum Vorschein. Darans erkannte Veiram, wie er nicht erst seit heute Nacht, sondern seit Langem schon mit diesem Schlangenneste sein Schlafgemach getheilt haben müsse.

Dankerkfüllt, weil ihn der Himmel in solcher Gefahr behütet, beschloß Veiram ein Krankenhaus zu bauen, wo die Armen und Hülflosen aufgenommen und gepflegt werden sollten, bis sie gesundet, und entäußerte sich eines Theiles seiner Gärten und Obstpflanzungen, in denen sie sich erholen konnten und deren erfrischende Früchte ihnen gehören sollten.

Man pries ihn das Volk noch mehr, denn zuvor. Man nannte ihn den Vater der Armen, den Beschützer der Elenden, Veiram, den Wohlthäter.

Unter solchem Lobe wuchs Veiram's Eitelkeit und innerer Hochmuth. Jetzt hielt er sich erst recht für einen Liebling des Himmels und wählte sich tausend Mal besser, als die Armen, denen er Gaben spendete, und die sich in Demuth und Dankbarkeit vor ihm bis zur Erde neigten, denn er sprach:

„Wären sie großer Reichthümer würdig, würden sie nicht ihre Tage in Armuth und Elend verbringen müssen und ihr Leben von Almosen fristen.“

Und wieder geschah es, daß Veiram inmitten der Nacht erwachte. Wieder sah er den Brahminen, nur blickte er ernster, als das erste Mal. Er sah Veiram bei der Hand und entführte ihn im Nu. Veiram wußte nicht, wie es zugeht; hoch über Länder und Städte schwebte er hin, Flüsse und Seen und Berge und Palmenhaine sah er tief unter sich aufstehen und schwinden. Endlich gelangte er mit seinem Führer zu einem Felsenrücken, der in jähem Absturze sich zur Tiefe senkte, wo ein schwarzer, wilder Strom seine Wellen rollte. In tobender Brandung wirbelte und jähzte das unheimliche Wasser; jenseits aber lag ein herrliches Land im goldenen Sonnenschein. Strahlende Tempel erhoben sich drüben, Bäume und Blumen von unbeschreiblicher Schönheit und Farbenpracht wuchsen dort, und leuchtende Seen, in denen Lotusblumen schwammen, nahm Veiram wahr. Eine Brücke führte zu dem wunderbaren Eilande hinüber, und am Anfang dieser Brücke stand eine verhäßliche Gestalt. Scharren drängten zu der Brücke hin; doch sah es aus, als kämen sie wider ihren Willen und fürchteten die Brücke, und das mit Recht; denn sie trug keinen, und Einer um den Anderen stürzte in die Tiefe.

Diese Brücke schien das Ziel des Brahminen zu sein, langsam senkte sich hier sein Fuß, und wie Veiram jetzt festen Fuß faßte, stand er neben dem Brahminen, der verhäßlichen Gestalt gerade gegenüber. Zwei Kinder, ein holdes Geschwisterpaar, näherten sich eben der Brücke. Sie hielten Blumen in den Händen, die sie spielend zum Kranze schlangen. Die verhäßliche Gestalt schien sie nicht zu bemerken, noch die Brücke zu fürchten, die sie lächelnd betrat. Da glitt eine Doppellette aus hoffnungsgrünen Smaragden aus der Hand des Brahminen auf sie nieder, und vor den Augen des erstaunten Veiram wuchsen ihnen Schmetterlingsflügel, und sie schwebten ob der Brücke nach dem Wunderlande hinüber.

Veiram wollte sprechen und eine Frage an den Brahminen richten, allein schon wurde seine Aufmerksamkeit durch ein neues Ereigniß in Anspruch genommen. Auf goldenem Wagen, den acht milchweiße Pferde zogen, näherte ein Fürst. Scharren wollte er an der Brücke vorbei lenken, aber die verhäßliche Gestalt hob plötzlich den bedeckenden Schleier und wies ihm einen Todtensködel. Die Pferde schauten und vom goldenen Wagen herunter geschleudert, stürzte der Fürst auf die Brücke, die unter ihm wich. Vergebens griff er nach einem Halt, — er sank in die nächtliche Tiefe.

Ein Schauer durchließ Veiram's Glieder, eine bange Frage drängte sich auf seine Lippen, doch bereits fesselte ihn eine neue Erscheinung vor der Brücke. Ein blinder Krüppel in Bettlerkumpen kam daher gewankt. Die verhäßliche Gestalt rührte ihn an, und der Blinde öffnete darauf die Augen. Die bergenden Schleier der Gestalt fielen ab, allein kein Todtensködel zeigte sich, sondern in strahlender Schönheit eine Licht-

gestalt. Der Brahmine aber reichte dem Bettler eine Stirnbinde aus Perlen und Diamanten, wie Fürsten und Könige sie tragen, und der Krüppel war nicht länger ein Krüppel mehr, die Krücke entfiel seiner Hand, azurblaue, glänzende Schwingen entfaltend, schwebte er nach dem Eilande der Glücklichen hinüber.

Veiram war ob des Wunderbaren, was er geschaut, so von Staunen und Nachdenken erfüllt, daß er kaum merkte, wie der Brahmine sich wieder mit ihm aufwärts geschwungen. Ehe er noch recht zur Besinnung über das Erlebte gekommen, befand er sich, wie vordem, in seinem Schlafgemach und allein. In Sinnen verloren durchwachte er den Rest der Nacht. Die Brücke, an deren Eingange der Tod gelehnt, sollte ihn dereinst tragen, wie die unschuldigen Kinder und den blinden Bettler! In dem Brahminen erkannte er nun den Heiligen seines Volkes. Aus seiner Hand wollte er dann eine Stirnbinde empfangen, köstlicher als die des Krüppels, tausendmal reicher, als sie allen Anderen würde zu eigen werden. Bei aufgehender Sonne, nachdem er seine Andacht verrichtet, war sein Entschluß gefaßt. Er vertheilte sein Vermögen unter die Armen, überließ seinen Palast den frommen Pilgern zur Herberge und behielt von all seinem Besitzthum nur eine kleine, dürftige Hütte.

Aber zu der Stunde, wo er seine Hütte zu verlassen pflegte, strömte das Volk herbei und drängte sich um ihn. Man hauchte nach dem Saume seines Gewandes, um ihn voll Ehrerbietung an die Lippen zu führen, und Einer stieß den Anderen an und küßte:

„Das ist Veiram der Gute, Veiram, der sich durch seine frommen Werke längst eine Wohnstatt im Himmel erworben!“

Und Veiram selbst war sehr überzeugt davon. Zwar senkte er bei den Lobpreisungen das Haupt, doch sein Herz war voll Hochmuths; denn er dünkte sich edler, denn je, weil er sich seines Frundes und aller irdischen Güter hatte entäußern können, und so erstlehte er eines Tages vom Himmel die Günst, die Stirnbinde schauen zu dürfen, die ihm einst zu Theil würde.

Wieder erwachte er mitten in der Nacht. Eilig richtete er sich von der Matte auf, die ihm jetzt in seiner Armuth zur Ruhestätte diente. Sehr und groß stand der Brahmine vor ihm. In seiner Rechten hielt er ein niederhängendes Band, aus Edelsteinen gebildet, ein Paar fruchttragende Zweige darstellend, die sich in der Mitte vereinigten. Es er schien Veiram weit kostbarer und reicher als die Stirnbinde des Krüppels, und ein stolzes Lächeln der Befriedigung unspielte seine Lippen. — Da wies der Brahmine erst auf die Mitte der Stirnbinde. Dort fehlte der große Schlüßstein, der das Ganze zusammenhalten sollte. Betroffen und fragend sah Veiram zu dem Brahminen auf, senkte aber sofort vor dem durchdringenden Blicke, der ihn traf, das Auge.

„Wirst Du gut und hülfreich,“ hob der Brahmine zu reden an, „um wirklich gut und hülfreich zu sein? — Erweise Du Wohlthaten, um den Armen wohl zu thun, oder um Dich vom Himmel begnadet und besser zu fühlen, denn sie? — Gabst Du Deine Reichthümer demüthigen Hergens hin mit dem Wunsche, Andere zu beglücken, oder hatten Eitelkeit und Selbstsucht daran Theil?“

Bei diesen strengen Worten verhüllte Veiram sein Antlitz, und des Brahminen Hand zerriß das Stirnband, dessen Edelsteine zerstoßen und in Nacht vergingen.

Den folgenden Tag harrete das Volk vergebens zur gewohnten Stunde auf Veiram's Erscheinen. Er hatte seine Hütte verlassen und war von dannen gezogen, um einen anderen Wohnplatz zu suchen, wo ihn Niemand kennen würde. Am heißen Sonnenbrande durchwanderte er ein ödes Felsenthal; denn er wollte die gangbaren, gut angelegten Wege meiden, auf denen ihm Reisende und Pilger begegnen konnten. Schon senkte sich die Sonne zum Niedergange, als er sich erschöpft auf einen Stein niederließ, um auszuruhen. Da schallte ein lebender Ruf an sein Ohr. „Wasser, nur einen Tropfen Wasser, meine brennenden Lippen zu kühlen!“ klagte eine matte Stimme in seiner Nähe. Er folgte dem Tone und fand einen Mann hilflos am Boden liegen, der bei seinem Anblick in die Worte ausbrach:

„Nahe Dich mir nicht! — Todbringende Krankheit hat mich nieder geworfen; doch wenn Du mir Wasser reichen kannst, stelle es mir aus der Entfernung hin.“

Veiram löste den Becher, den er am Gürtel angestekt trug, und antwortete:

„Mir dünkt, ich höre das Riefeln einer Quelle; ich will Dir Labung holen, gedulde Dich!“ Damit eilte er, um in kurzer Zeit mit gefülltem Becher zurückzukehren, den er in einiger Entfernung am Boden hinstellte.

Hastig streckte der Kranke den Arm danach aus und stieß in seiner Eile den Becher um, und das Wasser tränkte den Boden. Ein Klage laut kam über seine Lippen. Veiram aber beruhigte ihn mit dem Versprechen, ihm anderes Wasser zu holen. — Und auf's Neue verschüttete der Verschmachtende das Raß, das ihn erquickten sollte. — Tieftraurig sah er Veiram an und seufzte:

„Nah ab, mir Wasser zu holen! Es ist vergebene Mühe —“

Doch Veiram hörte ihn schon nicht mehr. — Zum dritten Male kehrte er mit dem gefüllten Becher zurück. Allein der Sterbende bewegte verneinend leise den Kopf.

„Meine Hand ist zu kraftlos, um noch den Becher zu erfassen und an die Lippen zu führen,“ sagte er mit verlöschender Stimme.

„Ich will ihn Dir halten,“ entgegnete Veiram rasch, obwohl er im selben Augenblicke die Krankheitsfäden an dem Unglücklichen bemerkte.

„Rein,“ schrie der Sterbende wild auf, „meine Berührung bringt Dir den Tod! Zudem bin ich ein Paria, ein Betrachter, ein Ausgestoßener! Deshalb verjagt mich auch der Himmel in meiner letzten Stunde das erlehnte Labfal!“

„Rein, der Himmel verjagt Dich das Labfal nicht,“ rief da Veiram. Mitleidbegeistert kniete er bei ihm nieder; ihn aufrichtend, legte er den Arm um den Elenden und führte den Becher mit dem labenden Raß an die Lippen des Parias, der in dürftigen Zügen ihn leerte.

Dabei aber veränderte sich sein Antlitz, während sein Arm den sinkenden Veiram umschlang, der mit brechendem Auge in dem Paria jetzt den Brahminen erkannte, dessen Hand hat des Bechers ein königliches Geschmeide hielt, des größten Fürsten würdig.

„Veiram,“ sagte er hoheitsvoll lächelnd, „Veiram, sieh, Deine Stirnbinde!“

Nachdruck verboten.

Der Shawl.

Ein Toiletten-Essay von Detlev von Gehern.



Der Shawl ist ein Toiletten-Stück, man kann wohl nicht eigentlich sagen „Ableidungsstück“, das in der heutigen eleganten Damenwelt eine ungleich geringere Rolle spielt, als dies früher der Fall war.

Wenn auch heute noch die indischen und persischen Kashmir-Shawls als kostbare Luxus-Artikel hochgeschätzt werden, wenn auch die Fabrication der nachgeahmten Shawls noch immer ihre theilweise sehr schönen Producte liefert, so ist doch der Shawl in seiner eigentlichen Bedeutung für die Damen-Toiletten zurückgedrängt, und, — wir müssen sagen, leider, — die Damen verstehen nur selten noch, mit diesem einst so bedeutungsvollen Schmuckstücke umzugehen, das der eleganten weiblichen Toilette so unendlich verschiedene Nuancen geben konnte, welche, von der Hand des Schneiders oder der Schneiderin unabhängig, durch die Trägerinnen selbst geschaffen werden mußten. Dies hängt mit einer generellen Richtung unserer heutigen Toiletten-Kunst zusammen, welche wir ebenfalls beklagen und deren Verrückung sich, wie wir meinen, unsere Damen mehr und mehr angelegen sein lassen sollten. Diese Richtung liegt in der seit lange schon hervortretenden Vernachlässigung des Faltenwurfes in der Damen-Toilette. Man legt den hauptsächlichsten Werth heute bei einem eleganten Anzuge auf den Schnitt, den Sitz, und so wichtig es auch sein mag, daß ein Damen-Kostüm seiner Trägerin sich in allen Bewegungen zwanglos und natürlich anpaßt, so scheint uns, daß damit doch nicht Alles gegeben ist, denn es wird dadurch die eigentliche Individualität aus der Toiletten-Kunst entfernt, ganz abgesehen davon, daß die ganz ausschließliche Herrschaft des Schnittes auch zuweilen wunderfame, häßliche Verirrungen zu einer allgemeinen Mode macht, denen dann kaum eine Dame sich entziehen kann. Im Alterthume, das doch wahrlich in allen Toiletten-Fragen auf einer ganz bedeutenden Höhe des Luxus und des Geschmacks stand, war es anders, selbst in dem kaiserlichen Rom, wo Luxus und Verfeinerung auf eine Höhe getrieben waren, von der man sich heute kaum noch einen vollständigen Begriff machen kann. Bei einer antiken Damen-Toilette galt der Schnitt fast gar nichts, die Gewänder waren alle gleich, weit und zientlich formlos. Man ließ nirgends in den alten Schriftstellern von Moden des Schnittes, obgleich auch damals wie heute die Mode ihre tyrannische und launenhafte Herrschaft ausübte. Alles kam damals auf den Haarpuz, den Schmuck der Blumen und der Edelsteine und dann vor Allem auf die Art an, die Gewänder zu tragen und sie in kunstvollem Faltenwurf erscheinen zu lassen, um sich dem Körper so anzuschmiegen, daß die natürliche Anmuth der Gestalt und der Bewegung durch die Bewegung der Stoffe erhöht und idealisiert wurde.

Die eleganten Damen von Rom zeichneten sich ganz besonders durch die Behandlung des Faltenwurfes aus und zwar nicht bloß dadurch, daß die Gewänder gleich beim Aufsteigen unter dem Gürtel und den Schulterpannungen in richtige, künstlerisch schöne Falten geworfen wurden, sondern ganz besonders durch die Art der Behandlung der Falten bei der Bewegung. Man nahm Unterricht darin, das Wellenspiel des Gewandes beim Aufstehen, beim Niederlegen, beim Liegen, beim Tanze, beim Gehen immer in harmonischen Einklang mit den Körperbewegungen zu bringen, und Schwestern, welche das Arrangement des Faltenwurfes gut verstanden, wurden außerordentlich geschätzt und standen hoch im Werthe.

Das Mittelalter erst brachte die seit anschließende Kleidung, der Schnitt begann, die Toiletten-Kunst und die Mode zu beherrschen, und unter seiner Herrschaft verirrte sich der Geschmack gar oft zu den wunderbarsten und häßlichsten Extravaganzen, wie wir sie in den Kostümbildern oft mit Staunen und Lächeln ansehen. — Hohe Stelzen unter den Füßen, steife, tonnenartige Reifröcke, eng eingepreßte Taillen und dergleichen mehr entzogen der körperlichen Anmuth die harmonische Decoration und beengten sogar die natürliche Bewegung bis zur Steifheit der Automaten.

Die indischen Tücher kamen zwar schon früh nach Europa, aber sie waren unendlich selten und unerschwinglich kostbar; man wußte nichts damit anzufangen und benutzte sie höchstens als wärmende Hüllen oder als Zimmer-Decoration. Erst als die englisch-ostindische Compagnie den asiatischen Handel erleichterte, kamen die Shawls häufiger vor, aber sie blieben immer noch fast ausschließlich Prunkgegenstände, welche man nicht der eigentlichen Toiletten-Kunst einzufügen verstand.

Zur Zeit der Königin Marie Antoinette, in welcher die steifen Reifröcke und die Watteau'schen Schäfer-Kostüme die Toilette beherrschten, gab es wohl Shawls, und es galt für einen vornehmen Luxus, dieselben zu besitzen; aber die Glücklichen, welche sich einen solchen Besitz leisten konnten, hüllten sich in ihren Carrossen darin ein oder breiteten die kostbaren Tücher über die Möbel, ohne eigentlich bei der Toilette davon Gebrauch zu machen. Erst die französische Revolution, welche überall die alte, steife Form zerbrach und auch im Staatsleben auf das Alterthum zurückgriff, um die französische Verfassung der altrömischen Republik nachzubilden, aus der sie sich dann später unter Bonaparte's mächtiger Hand zum Casarenthume entwickelte, brachte, als die Schreckenszeit vorüber war, auch den lange vergessenen Faltenwurf wieder zu Bedeutung und Herrschaft in den Damen-Toiletten. Die eleganten Damen des Directoriums führten das antike Kostüm wieder ein. Der Schnitt trat im Anzuge der Damen zurück; die antiken, nur durch Gürtel und Spangen zusammengehaltenen Gewänder mußten sich wieder den Bewegungen des Körpers harmonisch anpassen, und der künstlerische Faltenwurf wurde wiederum eine nothwendige und mit äußerster Sorgfalt gepflegte Bedingung einer eleganten Damen-Toilette. Da erinnerte man sich auch daran, daß der Shawl noch eine andere Bedeutung haben könne, als bloß eine wärmende Prunkumhüllung und eine gelegentliche Zimmer-Decoration zu sein; man konnte für die weichen, falligen Gewänder keine engen und beengenden Ueberwürfe gebrauchen, und der Shawl wurde zu einem die Toilette vervollständigenden Umhänge.

Die Art, ihn zu tragen und zu handhaben, bildete sich zur Kunst aus. Die schöne und geistvolle Vicomtesse von Beauharnais war eine besondere Meisterin in dieser Kunst, und als sie später als Gemahlin des ersten Consuls und als Kaiserin Josephine zugleich die Gebieterin der Mode wurde, die sie ebenso souverän zu regieren verstand, wie ihr Gemahl die Welt beherrschte, begann die eigentliche Aera der Shawls.

Die kostbaren indischen Tücher eigneten sich vortreflich, als Umhänge sowohl in der Gesellschaft der Salons, als für die

Promenade und für Ausfahrten bei schönem Wetter benutzt zu werden; ihre weiche Schmiegsamkeit beugte die weiten Gewänder nicht, ihre glühende und tiefe Farbenpracht stach außerordentlich malerisch gegen die lichten, zarten Stoffe der antiken Roben ab, und besonders eigneten sich die Shawls, um die Kunst des Faltenwurfes im ausgedehntesten Maße zu üben.

Die indischen Weber verfertigen die Shawls in zwei Formen: große Quadrattücher und längliche Gewebe, die sogenannten Long-Shawls. Sie werden aus dem Unterhaar der Kaschmir-ziege verfertigt, das man auf das Sorgfältigste zu feinen Garafäden spinnst und mit geheimen, außerordentlich echten und leuchtenden Farben färbt. Daraus werden dann die Muster gewebt, welche auf beiden Seiten sichtbar sind.

Die Long-Shawls waren nun diejenigen, welche vorzugsweise für die Toilette gebraucht wurden; aber auch die großen quadratförmigen Tücher wurden, dreieckig über einander gefaltet, verwendet und besonders als wärmende Hüllen gebraucht. Es galt für eine besondere Kunst, sich geschmackvoll in diese viereckigen Shawls einzuhüllen, welche dann mit einer kostbaren Broche zusammengehalten wurden.

Die Long-Shawls trug man über die Schultern geworfen, zuweilen einmal um den Hals gewunden; sie hingen über die Arme herab, und ihr Faltenwurf, sowie das Spielen mit ihren Gehängen bot tausendfach wechselnde Gelegenheiten zu anmuthigen Bewegungen, welche die ganze Erscheinung der eleganten Damen mit einem eigenartigen Reize umgaben.

Die Kaiserin Josephine war, wie gesagt, Meisterin in dieser Kunst; sie verschwendete ungeheure Summen für die kostbarsten Shawls, welche in ihren schönsten Exemplaren bis zu tausend Pfund Sterling im Preise hinaufstiegen. Napoleon war häufig sehr zornig über diese Ausgabe, und die Kaiserin complottirte oft mit Bourienne und sogar mit Fouché, um heimlich und auf Umwegen zu irgend einem schönen Shawl zu kommen, wenn ihre Kasse erschöpft war.

Der Reiz des Shawls war um so größer eben dieser Kostbarkeit wegen, welche die wirklich echten Gewebe auf exklusive Kreise beschränkte; aber die Mode und der Nachahmungstrieb waren so mächtig, daß solche vortreffliche Nachbildungen zahlreich gemacht wurden. Man ließ die Kaschmir-Wolle kommen und verarbeitete sie geschickt zu täuschend ähnlichen Geweben, welche sich jedoch von den echten dadurch unterschieden, daß sie das Muster nicht auf beiden Seiten zeigten, und daß ihre Farben nicht die gleiche Leuchtkraft und Dauer besaßen.

Die eigentlich griechischen Gewänder hörten zwar mit dem Kaiserreiche mehr und mehr auf, da Napoleon die alten Eitelkeits-Vorurtheile wieder einführt und die Roben wieder einen gleichmäßigen Schnitt annehmen mußten, aber das Princip der antiken Gewandung hielt sich dennoch, der Faltenwurf behauptete sein Recht, und auch die Shawls behielten ihre Herrschaft noch zur Zeit der Kaiserin Marie Louise und bis zu dem Wiener Congresse hin. Man erinnerte sich, daß die indischen Gewebe, namentlich die länglichen Tücher, in ihrem Heimlande bei den Tänzern der Rajadoren eine besondere Rolle spielten, und man erfand den Shawl-Tanz, bei welchem die Damen unter zierlichen Pas und langsamen Körperbewegungen ihre Shawls um Hals und Arme schlangen und wieder abwickelten, um den Kopf wanden und in weiten Biegungen den Körper umfließen ließen, wobei sie Gelegenheit fanden, den Reiz anmuthiger und rhythmischer Bewegung zu zeigen.

Die berühmte Madame Recamier, welche sowohl durch ihre Schönheit, als durch ihren Geist den bewundernden Mittelpunkt der Pariser Gesellschaft zur Zeit des Einzuges der Verbündeten bildete und den Prinzen August von Preußen so anherdornendlich entzückte, war berühmt durch die wunderbare Anmuth, die sie in dem Shawltanz einwirkte, und nach ihrem Vorbild brachte die große mimische Tänzerin Fanny Elster später den Shawltanz auf die Bühne. Die Restauration verwarf Alles, was an die Republik und das Kaiserreich erinnerte, und so verlor denn unter Ludwig XVIII. und Karl X. der Shawl seine Herrschaft im Reiche der Mode — die alten, steifen Toiletten des ancien regime wurden wieder eingeführt, der Schnitt verdrängte den Faltenwurf, und die Shawls wurden meist nur noch als bequeme Umhüllung gebraucht; denn damals galt es ja fast als Felonie und Hochverrath, ein Kostüm nachzunehmen, in welchem die Kaiserin Josephine, die schöne Königin Hortense und die reizenden Schwestern Napoleon's geglänzt hatten.

Dann kam das Juli-Königthum, das, so sehr auch Louis Philipp die Napoleontiden fürchtete und verfolgte, doch gern mit Anklagen an die republikanische und kaiserliche Zeit kokettirte. Zwar herrschten damals die Reifröcke, nach unten zu weit und steif, aber doch cultivirte man wieder den Faltenwurf in mannigfaltigen Ueberhängen und in weiten Umhüllungen der Taille. So kamen denn auch die Shawls wieder zur Geltung und wurden in den dreißiger Jahren zu einem sehr geschickten Toiletten-Gegenstande. Doch beschränkte man sich nicht mehr auf die eigentlichen indischen Shawls, sondern suchte dieselben durch verschiedene andere Stoffe, oft sehr geschmackvoll zu ersetzen. Man trug sogenannte Shawlleibchen, welche faltig die Hüfte umgaben, und die viereckigen großen Kaschmir-Shawls mit reichen Palmen auf dunklem Grunde wurden zunächst bei Spaziergängen und beim Eintritt und Ausgang in große Gesellschaften als Ueberwurf modern. Man machte auch Shawls von feinem Seidenpläsch, welche an Zartheit und Weichheit den indischen nichts nachgaben, aber meist einfarbig zu den Toiletten passend getragen wurden.

Der Cultus des Faltenwurfes zeigte sich neben den Shawls ganz besonders auch in den Schärpen, welche nicht, wie in späterer Zeit, breite, vom Gürtel herabfallende Bänder waren, sondern weit und faltig über die Schultern getragen wurden.

Die blonden Schärpen waren sehr beliebt; sie wurden leicht um den Hals gewickelt und dann von der Schulter herab nach der Hüfte hin getragen. Dann kamen die braunen Schärpen von leichtem, zur Toilette passenden Seidenstoff, reich mit Gold durchwirkt, und bei beiden kam es vorzüglich darauf an, den Faltenwurf schön und anmuthig zu drapieren. Für das Theater erfand man die scharpes seapulaires, welche nach Art der Seapuliers der Ordensgeistlichen herabfielen und auf der Schulter eine besonders reiche Stickerei trugen.

Auch der Longshawl wurde besonders im Theater mit Vorliebe getragen. Ein Modebericht aus jener Zeit sagt, daß die Schärpen, welche den indischen Longshawls Konkurrenz machten, damals in der Modewelt vorzüglich in Smaragdgrün, Avelaidsenblau, Violettroth und einer Phantasielavendel getragen wurden, welche eine Mischung von Violett, Bernstein- und Rothfarbte bildete. Auch eine Grenadine von ganz leichter weißer Seide mit feinen Silberblumen wurde zu solchen Schärpen in Shawlform benutzt. Daneben kamen die indischen und persischen Shawls auch für die Schlafzimmer-Decoration

und die intime Toilette ganz besonders in Mode, die eleganten Damen hatten in ihren Schlafzimmern Divans mit Kaschmir-Geweben bedeckt, und ähnliche Gewebe waren an den Wänden drapirt. Man schlug über den leichten Morgenanzug einen Kaschmir-Shawl, und ein solcher mußte auch über das kleine Tischchen gedekt sein, auf welchem stets ein sogenanntes „tête à tête“ stand, ein Aufsatz von Porzellan, auf dem sich eine Theekanne, ein Zuckerhäschen, ein Milchhäschen und zwei Tassen, Alles von dem damals so beliebten Vermeil, befanden. Jede elegante Dame bot einer Freundin, die sie Morgens in ihrem Voudoir besuchte, eine Tasse Thee aus diesem tête à tête, und eingehüllt in das kostbare Gewebe Jubiens, unduftet vom Arom des asiatischen Getränkes, behandelte man die Chronique scandaleuse des Hofes und der Gesellschaft.

Noch im Jahre 1847 nahm die Herrschaft des Shawls einen neuen Anlauf; die Damen gingen namentlich im Sommer niemals ohne einen Longshawl aus, und auch in den Ballsälen trug man solche Shawls, die nur während des Tanzes abgelegt wurden. Aber die Gesellschaft des Juli-Königthums, von der sich das Faubourg Saint-Germain schmolend zurückhielt, war nicht so reich, wie die vornehme Welt des Kaiserreichs, und so kam dann auch die Fabrikation der nachgeahmten Shawls immer mehr in Aufnahme. Ein damaliger Modebericht sagt, daß man für die Sommer-Shawls weißen Grund, für die Winter-Shawls schwarzen gewählte, auf beiden aber prachtvolle Blumenmuster angebracht habe.

Doch auch das Juli-Königthum ging vorüber, und das zweite Kaiserreich ließ den Shawl zurücktreten. Wohl cultivirte die Kaiserin Eugenie mit besonderer Vorliebe den Faltenwurf, aber sie suchte denselben in weiten Roben, der sogenannten Crinoline, — ein Name, der, beiläufig gesagt, durchaus nicht zutreffend für die eigentliche Mode jener Robe ist, sondern nur das Surrogat bezeichnet.

Die Kaiserin Eugenie trug fünfzig Röcke von sogenanntem Tulle-illusion, dem allerzartesten Gewebe, das nur leicht wie ein Hauch gestärkt wurde und darüber dann die außerordentlich weite und faltige Robe. Diese unendlich zarten und düstigen Röcke wogten bei jeder Bewegung und gaben dem Stoffe der Robe einen immer neuen Faltenwurf und immer neue Schattirungen. Diese Robe war freilich sehr kostspielig und mühsam, denn es mußten für jeden Anzug mehrere Kammerfrauen thätig sein, um das Wunderwerk von Tulle-illusion herzustellen. Die Damen, welche sich das nicht leisten konnten, suchten Ersatz in einem Gewebe von feinem Pferdehaar mit zahlreich über einander wallenden Volants, woher dann der Name Crinoline kam.

Der Faltenwurf der Shawls zur Zeit des ersten Kaiserreichs und des Juli-Königthums war solett, reizend, neckisch, oft ausdrucksvoll wie die Fächersprache der Spanierinnen; der Faltenwurf der Robe der Kaiserin Eugenie war majestätisch und paßte zu ihrer Erscheinung in der That vortrefflich, während manche anderen Damen dadurch freilich auch zur Caricatur wurden, namentlich wenn sie die Tulle-illusion durch die Pferdehaar-Volants ersetzten.

Nun ist auch das zweite Kaiserreich dahin. Die arme Kaiserin Eugenie denkt wohl kaum noch an die Robe, deren Scepter sie im Glanze der Macht, der Schönheit und der Anmuth einst führte, und das Geheimniß des Faltenwurfes, wie es besonders in den Shawls so anmuthig in die Erscheinung trat, scheint aus der Toilettenkunst immer mehr zu verschwinden und dem Zwange des Schnittes Platz zu machen.

Wollen wir auch nicht den antiken Kostümen des Directoriums und des ersten Kaiserreichs, nicht den barocken Toiletten des Juli-Königthums das Wort reden, so möchten wir doch wünschen, daß auch der Faltenwurf in unseren Damentoilletten wieder ein wenig zur Geltung käme. Denn der Faltenwurf macht die Toilette individuell, er giebt ihr den charaktervollen Stempel der Persönlichkeit, während die unbedingte Herrschaft des Schnitts umgekehrt die Persönlichkeit zurückdrängt und eine Uniformität hervorbringt, welche der Entwicklung anmuthiger Eigenthümlichkeit wenig Spielraum läßt.

Vielleicht wird doch noch einmal der Shawl wieder mehr in den Vordergrund treten und auch den Damen unserer Zeit Gelegenheit geben, zu zeigen, daß sie es verstehen, auch in der Kunst des Faltenwurfes Meisterinnen zu sein.

Redaction verboten.

Ueber Geschmacksbildung bei Kindern.

Ein Beitrag zur „Spielzeug-Frage“ von Hans von Bagedow.

Der Geschmack muß in frühesten Jugend gebildet werden; die Eindrücke, die das Kind sammelt, sind nachhaltig und pflanzen sich hinüber in das Leben der Erwachsenen. Die Seele des Kindes ist in vieler Hinsicht aufnahmefähiger, als die des Erwachsenen, die Phantasie des Kindes, wenn auch kleiner, engebegrenzter, — so doch lebhafter. Und gerade die Phantasie des Kindes ist es, die gepflegt werden muß, wenn der Erwachsene einen guten Geschmack haben soll.

Die Phantasie des Kindes bewegt sich nur in engen Grenzen, d. h. in den Grenzen, welche die Aufnahmefähigkeit der Sinne, die gegebenen Vorbilder wecken, aber in diesen Grenzen ist sie stark. Eine Figur mit einem festen Mittelkörper, einer Rundung oben und zwei Ausläufern nach unten und den Seiten, wird dem Kinde das Bild eines Menschen sein, — wird dies so lange sein, bis es durch Vergleich mit einem anderen, besseren Bilde, d. h. durch Erfahrung, die Werthlosigkeit des ersteren kennen gelernt. Die Phantasie dichtet eben in den Umriß die feineren Züge hinein, und das Kind sah dieselben so lange darin, bis durch ein besseres Bild seine Phantasie-Thätigkeit unnöthig geworden, resp. abgelenkt war.

Die Phantasie aber ist die Urquelle des Geschmackes. — es ist jedoch nothwendig, die Phantasie des Kindes auf edle, harmonische Vorbilder zu lenken, sie so zu befruchten und dadurch den Geschmack zu läutern. Dazu gehört vor Allem feinsinnige Auswahl der Spielzeuge und Vorbildwerke.

Die Fortschritte, welche die Fabrikation dieser Sachen gemacht, sind hochbedeutend, aber doch wird der Markt von Fabrikaten überschwemmt, die wohl in sanitärer Hinsicht practisch, — d. h. sie bieten keine ungesunden Farben etc., ebenso in Hinsicht auf die Belehrung, denn auch diese hat einen Theil des Kinder-Spielzeuges zu bilden, — die aber in Hinsicht auf Veredelung des Geschmackes absolut unbrauchbar sind.

Man nehme die Spielzeuge zur Hand, — überall unnatürliche Thierformen, steife, edige Menschenkörper, Gliederpuppen mit steifem Rucken und fallig angebrachten Gelenken, Bäume der seltsam-

sten Form und Farbe, kurz, keine Spur von reinem Formensinn. Das sind die ersten Eindrücke, die das Kind sammelt; man bedenkt nicht, daß dadurch die freie, natürliche Bewegung des Kindes selbst gehemmt, der Geschmack an rhythmischer Bewegung, harmonischer Form und Natürlichkeit aufgehoben wird. Ebenso ist es mit den Bilderbüchern, — die grellbunten, geschmacklosen Illustrationen der besten Märchenbücher heben die ethische, bildende Gestalt der Märchen selbst geradezu auf, ja, das trefflich Bildende, was die Erzählungen etc. uns bieten, wird durch die schlechten Bilder geradezu in das Gegenteil verwandelt. Unschöne, steife, in den widersinnigsten, unnatürlichsten Farben gehaltene Menschen- und Thierfiguren, oft Caricaturen, werden dem Hirne des Kindes eingepflanzt, und die Phantasie-Thätigkeit des Kindes beginnt bald, sich in den Grenzen dieser Vorbilder zu bewegen, — und hier liegt der Ruin des guten Geschmackes.

Die schnelle Entwicklung besonders begabter Kinder, die schon in ihrer frühesten Jugend in einem Kunstzweige Bedeutendes leisten, ist nur auf die frühzeitige Geschmacksbildung zurückzuführen, — von frühesten Jugend an haben diese Kinder ihre Phantasie-Thätigkeit in reinen, edlen Vorbildern geschärft, ihre Phantasie ist infolge dessen so innig mit denselben verwachsen, daß sie gar bald selbstthätig in ihnen schafft. Als leuchtende Beispiele seien nur Mozart, Mendelssohn, Tizian und Gaffer genannt.

Ein wichtiger Umstand, der noch nicht genügend in Betracht gezogen wird, ist die Thätigkeit der Phantasie im Traume. Der Traum ist eine Recapitulation erlebter, gehörter oder gesehener oder sonst irgendwie aufgenommener Phantasien. Der Traum des Kindes bewegt sich in sehr engen Grenzen, aber er beeinflusst das Kind in welchem Zustande viel mehr, als dies beim Erwachsenen der Fall ist, da das Kind in seinen ersten fünf Lebensjahren Traum und Wahrheit identificirt. Wird die Phantasie des Kindes nun mit schlechten Vorbildern, — seien es Spielwaaren, Bilder oder indirecte Beobachtungs-Gegenstände, — genährt, so pflanzt sich dies in den Traum hinüber, und von da wieder in den wachen Zustand, und so fort, — eine geschlossene Kette bildend, die das Kind an den schlechten Geschmack fesselt, den guten fernhält.

Die läbliche Wirkung schlechter Vorbilder wird noch durch einen anderen Zustand erhöht, — die Phantasie setzt oft nicht Zusammengehöriges zusammen, trennt oft Zusammengehöriges. Das ist bei der Phantasie-Thätigkeit, hervorgerufen durch schlechte Vorbilder, doppelt schädlich, — es wird dadurch eine völlige Unempfindlichkeit gegen formliche Regelmäßigkeit und Einheitlichkeit ausgebildet, die natürlich die größte Feindin eines guten Geschmackes, eines späteren feinen Kunstverständnisses ist. Der Beobachtungskreis des Kindes bietet ohnehin so manches Unschöne, Geschmacklose, daß gerade die unmittelbare Beobachtung der Kinder von diesem auf Ecleres, Harmonischeres abgelenkt werden muß, um so ein Gegengewicht gegen die schädlichen Einflüsse der gewöhnlichen Umgebung zu bilden.

Phantasie und Erinnerung ist bei den Kindern fast eins, die Erinnerung an gute künstlerische Vorbilder schafft aber gute, künstlerische Phantasie, gute Phantasie wieder guten Geschmack, denn der Geschmack ist von der Phantasie-Thätigkeit nicht zu trennen, da er eben nur durch diese angeregt wird, und nichts regt Phantasie und Geschmack des Kindes so an, wie sein Spielzeug.

Das Spielen der Kinder ist eben nur Spielen. Die Puppe, der Hampelmann sind dem Kinde nichts als Puppe und Hampelmann, — durchaus nicht etwa belebte Wesen, wie man oft annimmt. Das Unterscheidungsgefühl zwischen Natur und Kunst ist aber schon im Kinde vorhanden, der Kunstgeschmack kam infolgedessen schon im Kinde, getrennt vom Naturgeschmack, gepflegt und erzogen werden.

Dem widerspricht die landläufige Ansicht, daß todt Gegenstände für das Kind oft belebt sind, — dies ist von Natur aus nicht der Fall, wird aber dem Kinde oftmals anezogen. Hat sich ein Kind an einer Stuhlkante oder sonstwo gestoßen, so schlägt die Mutter oder Wärterin oftmals die betreffende Kante, ihr drohend. Dadurch wird der Belebungstrieb todt Gegenstände im Kinde gewaltthätig großgezüchtet, — dadurch schwindet die Unterscheidungs-fähigkeit zwischen Natur und Kunst, zwischen todt und lebendig, — und dies giebt einen schweren Riß in die Geschmacksbildung.

Des Kindes Sinn ist wie Wachs, seine Umgebung, sein Beobachtungsfeld prägen die Bilder hinein, — die Pflicht der Eltern ist es daher, das Beobachtungsfeld so zu gestalten, daß die Bilder harmonisch sind, — und dazu gehört vor Allem feinsinnige Auswahl der Spielsachen. Man gewöhne durch einfache, aber geschmackvolle Spielwaaren das Kind an harmonisches Sehen, man wird so die Grundlage legen zu späterem Kunstgeschmacke und Kunstverständnisse, — der Mangel dieser beiden Eigenschaften lastet schwer auf der modernen Kunstproduction, — er kann durch zeitgemäßes Bilden der Kinder gehoben werden.

Aus alledem geht hervor, wie wichtig die Pflege des Geschmackes und der Phantasie des Kindes ist, wie wesentlich es ist, dem Kinde im Spielzeuge harmonische Vorbilder zu bieten, an denen es Phantasie und Geschmack stärken kann; die Spielwaaren-Fabrikation sorgt zum Theil für das nöthige Material, aber das Material nützt nichts, so lange es brock liegt, nicht benutzt wird.

Möchte dieser kurze Hinweis dazu beitragen, die „Spielwaaren-Frage“ zu lösen, möchte er dazu beitragen, die Eltern zu veranlassen, den Geschmack ihres Kindes schon frühzeitig zu bilden.



Redaction verboten.

Alte Freunde. Von B. Vautier. Siehe die Abbildung, Seite 145. — Der Herr Pfarrer und der Herr Archidrott sind Freunde von Jugend auf. Sie haben zusammen die Schule besucht, zusammen studirt und sollen als Studenten manch' scharmenenden Humoren gemeinsam geleert haben. Nun sind sie alt geworden und haben den Traum der Jugend ausgeträumt. Beide leben und weben nur noch inmitten ihrer Widder; von ihren Freunden von ehemals sind ihnen wenige geblieben, — darunter aber eine ganze Anzahl Stummer: die Figuren des Schachspiels. Sie sind immer passionirte Schachspieler gewesen und sind es auch in ihren alten Tagen noch; die Stunden, die sie in stiller Gedanken-Arbeit vor dem quadricen Brette verbringen, gehören zu ihren glücklichsten. — Professor Benjamin Vautier, — nicht zu verwechseln mit G. Vautier in Paris, dem Schöpfer der „Pitti-Ring“ in Heft 16, — der berühmte Genremaler, dessen fleißiger Hand das erste Bild dieses Heftes entstammt, wurde am 27. April 1829 zu Morges am Genfersee geboren und erhielt seine künstlerische Ausbildung zuerst in Genf, dann in Düsseldorf,

wo er noch gegenwärtig lebt. Mit Vorliebe entnimmt er die Motive seiner Bilder dem Volksleben und dem kleinbürgerlichen Familienleben. Auf dem Gebiete der Illustration wirkte er in gewissem Sinne epochemachend; seine Zeichnungen zu Zimmermann's „Oberhof“ und Auerbach's „Barfüßler“ sind als der Beginn einer neuen Schule der Illustration zu betrachten.

Madonna. Von Wilhelm Dürr. Siehe die Abbildung, Seite 148 und 149. — Der Maler unseres herrlichen Madonnenbildes, das in seiner ergreifenden Poesie einer näheren Erläuterung nicht bedarf, ist ein Zeitgenosse Overbeck's und Thordalben's, mit denen er in den vierziger Jahren in Rom in freundschaftlichen Verkehr trat. Sein künstlerisches Hauptgebiet war immer die religiöse Malerei, obwohl er sich auch in Genrebildern versucht hat. Zu seinen besten Arbeiten gehören „Die Bergpredigt“, im Münster zu Freiburg i. B., „Die Himmelfahrt“, ebenda und die in der Karlsruher Galerie befindliche „Predigt des heiligen Gallus“. Von seiner auch im späteren Alter nicht erlahmenden Schaffensfreudigkeit, — Dürr wurde 1815 geboren, — zeugt sein großes Madonnenbild.

Zur's Haus

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Etagère und Bilderrahmen. — Was fängt man mit den hölzernen Garnrollen an? zum Verbrennen sind sie eigentlich zu schade, und so haben sie keinen Nutzen mehr. Gemacht, meine Damen, die hölzernen Garnrollen sollen zu Ihrer Freude ein zierliches Möbel ergeben, wenn Sie unserer Vorchrift folgen. Die kleine Etagère, deren oben mit Plüsch, unten mit schwarzem



Glanzstollun bezogenen Carton-Platten je 36 Cent. Länge zu 17 1/2 Cent. Breite messen, besteht aus schwarzen und schwarz gebeizten Holzrollen, die je 3 1/2 Cent. hoch sind. Als Halt der vier Gefäßen dienen 38 Cent. hohe Holzstäbe, auf welche die Garnrollen und

zwischen diese die an den Ecken mit Böchern versehenen Carton-Platten geschoben werden; den Kopf der Säulen bilden zur Hälfte durchgeschlagte Rollen. Der obersten Platte leimt man die zur Gallerie erforderlichen Rollen auf, bedeckt diese mit einem gleichfalls mit Plüsch bezogenen Carton-Streifen, durch welchen man bunte Anopfnägel in die Rollen zur Befestigung und Fierde schlägt. — Geschickte Hände verstehen es, aus den unscheinbarsten Dingen brauchbare zierliche Gegenstände herzustellen. Den Beweis hierfür liefert der Photo-

graphie-Rahmen, welcher aus den kleinen hölzernen Knebeln besteht, die man zum besseren Tragen der Pakete durch die umschlingenden Bindfaden-Enden schiebt. Hierzu solcher Traghölzchen, Goldbrönn zum Vergolden derselben, Pappe und Atlas für die Hülle des Bildes, etwas Band zu den Schleifen, dies zusammen ergibt den Stehrahmen. Man fertigt zunächst drei Stäbe aus je drei Knebeln, — der dritte Stab dient zum Aufstellen des Rahmens, — in welche man oben und unten ein kleines Loch bohrt, in dieses ein halbes Streichhölzchen steckt und mittelst Fischleim die Knebel verbindet. Die Querstäbe erfordern je 2 1/2 Knebel. An den Kreuzungspunkten umwickelt man die auf einander geleimten Stäbe mit Blumentraht, der unter den Bandschleifen verschwindet. C. F.



Krammetsvögel. — Im Herbst kommen die Krammetsvögel und fallen ihrer Vorliebe für die rothen Beeren in den gestellten Schlingen oft in so großen Mengen zum Opfer, daß eine augenblickliche Verwendung schwer wird. Da empfiehlt sich die Conservirung der kleinen Delicatesse für den Winter, durch Einmachen und die Bereitung von Pasteten. Auf erstere Art für feine Saucen, Ragouts und Beilagen aller Art brauchbar, werden Pasteten von Krammetsvögeln sogar oft denen von Gänseleber vorgezogen und stehen, aus Frankreich kommend, höher als diese im Preise, da darf denn, — des guten Erfolges sicher — ein wenig Mühe nicht gescheut werden.

Die für das „Einmachen“ bestimmten Vögel werden vorsichtig gerupft, nicht ausgenommen, man streift die Haut über den Kopf, sticht die Augen aus und bricht die untere Hälfte des Schnabels ab. Die Flügel werden in bekannter Weise verkränzt unter den linken Arm man den Kopf, dann bratet man die Vögel neben einander liegend, mit einigen Wachholderbeeren, Salz, guter Butter in einer flachen, breiten Casserole, etwa fünf Minuten, auf gelindem Feuer. Aus dem Fette genommen, packt man sie noch warm, möglichst fest an einander, in passende Blechbüchsen, — auf die Portion etwa zwölf Stück rechnend, — und übergießt sie mit frischer zerlassener Butter, die frei von molligen Bestandtheilen, über die Vögel fortstreuen muß. Gut verdröht, werden die Büchsen 1—2 Stunden im Wasserbade gelocht; dann sind die Krammetsvögel den frischen gleich zu verwenden. Wenn das Einmachen in Büchsen, — das immer vorzuziehen — zu umständlich ist, mag sich auch eines Steintopfes zur Conservirung bedienen, in diesem Falle aber ist es besser, die Vögel anzunehmen, auch genügt das Ausgießen mit Butter allein nicht, man muß, sobald diese erkaltet und fest geworden ist, noch eine Schicht zerlassenen Hammel- oder Rindertalg überfüllen, das die eindringende Luft abhält.

Für Pasteten werden die Krammetsvögel in derselben Weise vorbereitet, dann trennt man den Kopf vom Hals, löst mittelst eines scharfen Messers das Fleisch in einem Stück von den Knochen, salzt es und bewahrt es bis zum Gebrauch zugebedeckt, entfernt die Eingeweide, die, — mit Ausnahme des Magens, —

zur Farce verwendet werden, und setzt Knochen und sonstige Abfälle mit etwas Wasser, Salz, Gewürz z. auf's Feuer, um sie zu einer kurzen Brühe einzukochen, die ebenfalls der Farce zugefügt wird. Diese selbst besteht aus derbem Kalb- und Schweinefleisch zu gleichen Theilen, fein geschnittenem frischem Schweinefett, oder ausgeschabtem Lutspeck. 1/2 Kilo Kalb- und 1/2 Kilo Schweinefleisch wird zur Hälfte ausgeschabt, zur Hälfte in kleine Würfel geschnitten. Letztere läßt man mit Butter, einigen Zwiebeln und Salz auf dem Feuer steif werden, wiegt sie, — nach Entfernung der Zwiebeln, — mit den Eingeweiden, mischt sie mit dem rohen Fleisch und 1 Kilo geschabtem Lutspeck (oder Schweinefett) und verrührt Alles, mit feinen gepulverten Kräutern, Salz, Pfeffer und etwas Gewürz abgemischt. Sind Trüffel für die Pastete vorhanden, so fügt man die geriebenen Schalen derselben ebenfalls der Farce bei, und macht sie durch Zugießen der oben angegebenen Brühe geschmeidig. Sobald sich die einzelnen Bestandtheile gut gebunden haben, wird das Ganze, — und dies ist die eigentliche mühsame, aber unerläßliche Arbeit, — durch ein Haarsieb gestrichen, dann ist die Farce beendet. Man legt man Boden und Seitenwände des Pastetentopfes mit Speckscheiben aus, füllt zunächst eine fingerstarke Lage der Farce, dann eine Schicht des Krammetsvogel-Fleisches, in Scheiben geschnittene Trüffel hinein, und fährt so abwechselnd fort, oben mit der Farce abschließend, die ebenfalls mit Speckscheiben bedeckt, einen fingerbreiten Raum des Topfes frei lassen muß. Noch ist zu bemerken, daß man die Köpfe oft kränzförmig mit dem Schnabel in die oberste Farce zu stecken liebt, ebenso, daß gerade für diese Pastete auch eine von Kalbsleber und dem angegebenen Lutspeck bereitete Farce sehr fein und pikant ist, natürlich bleibt dann Kalb- und Schweinefleisch fort, die Bereitungsart aber ist die gleiche. Sobald der Pastetentopf mit dem passenden Deckel geschlossen wurde, kocht man ihn im Ofen, im Wasserbade, zwei Stunden, und verklebt wenn er erkaltet ist, die Fugen zwischen Deckel und Topf mit einem Streifen Papier, das mit Mehlkleister bestrichen wurde.

Margarethe Krön.

Gärtnererei

Nachdruck verboten.

Die Georgine.

„Warum so spät erst, Georgine?
Das Rosenmärchen ist erzählt,
Und bonajant hat sich die Biene
Ihr Bett zum Schlummer schon gewählt.“

Die Georgine gehört zu unseren Modestblumen. Beliebte und gefeiert, vergessen und wieder gefeiert, um über kurz oder lang wieder vergessen zu werden, — das ist ihre Geschichte. Aus Mexico, ihrer Heimath, sandte sie Vincent Servantes, Director des dortigen botanischen Gartens, im Jahre 1784 nach Madrid, wo sie dreizehn Jahre als Gefangene in den königlichen Gärten des Escorial gehalten wurde. Keine Knolle durfte abgegeben werden. Erst Humboldt sandte Samen und Knollen der Georgine aus dem Heimathlande nach Europa, um sie hier einzubürgern.

Der Botaniker Willdenow kaufte sie nach seinem Freunde, dem Petersburger Reisenden Georgi, Georgine. Wegen ihrer Farbenpracht erwarb sie sich schnell viele Verehrer, besonders nachdem Hartwig zu Karlsruhe im Jahre 1808 die erste gefüllte blühende Pflanze gezüchtet hatte. Vorzüglich wurde in England ein wahrer Luxus mit ihr getrieben und ungeheure Summen dafür verschwendet. Spielarten in allen Farbenschaattirungen wurden aus Samen gezogen, nur eine blaue Art zu erhalten, ist bis auf den heutigen Tag noch nicht gelungen, obwohl die Engländer seiner Zeit einen Preis von tausend Pf. Sterling dafür aussetzten.

Durch das Erscheinen der gefüllten blühenden Rosenorten gerieth die Georgine nach und nach in Vergessenheit, um so mehr, als ihrem prächtigen Blüthenschmuck das Angenehme und Anziehende des Rosenduftes fehlt, und erst in unserer Jetztzeit fängt man wieder an, der Georgine eine Heimstätte in unseren Gärten zu bereiten, — als Modestblume.

Der Gartenfreund vermehrt seine Georginen am besten durch Theilung der überwinterten Knollen, zu welchem Zwecke die letzteren im März oder April in einen warmen Raum gebracht werden, wo man sie hin und wieder mit lauwarmem Wasser überspritzt, bis sich an der Wurzelkrone die Triebknospen zeigen. Die Theilung wird nun so vorgenommen, daß an jedem Knollentheil ein, mit einem Auge versehenes Stück der Wurzelkrone bleibt, worauf man die hierdurch entstandenen Schnittflächen mit pulverisirter Holzkohle oder mit anderen säulnischwidrigen Mitteln bestreut. Sind die Schnittflächen völlig abgetrocknet, so pflanzt man die Knollentheile einzeln in entsprechend große Töpfe und bringt diese an einen hellen und genügend warmen Ort, wo sich die Pflanzen schnell entwickeln, sobald man schon Mitte Mai, wo sonst erst das Legen der Knollen im Freien beginnt, ziemlich herangewachsene Pflanzen zum Aussetzen in's freie Land zur Verfügung hat. Die auf diese Weise behandelten Pflanzen beginnen schon im Juni zu blühen, während die nicht angetriebenen Knollen erst im August ihren Flor entfalten.

Ganze Stöcke zu pflanzen ist nicht empfehlenswerth, da man hierdurch stark verästelte und blattriche Pflanzen, aber nur verhältnismäßig kleine und unschön gebaute Blumen erhält.

Will man die Georginen als Gruppnpflanzen auf Beeten verwenden, so muß zunächst der Boden tief umgegraben und mit zersehtem Dünger vermengt werden. Hierauf arrangirt man die Pflanzen je nach Höhe und Farbe und steckt in das ausgeworfene Pflanzloch schon vor der Pflanzung einen Pfahl zum Befestigen der Pflanze, weil das später vorgenommene Einstechen des Pfahles leicht die Knolle beschädigt. Für Georginen, die auf Rabatten einzeln ausgepflanzt werden, genügt es, hinreichend große Löcher auszuwerfen und diese mit kräftiger Erde anzufüllen.

An jeder Pflanze lasse man zwei, höchstens drei Triebe zur Entwicklung kommen, da diese durch ihre reiche Verzweigung hinreichend starke Büsche bilden, welche während des ganzen Sommers sorgsam an dem beigegebenen Pfahle befestigt sein müssen, da ein schwacher Windstoß schon im Stande ist, die Pflanzen zu knicken.

Hat im Spätherbst der Frost die Stöcke zerstört, so läßt man das erkrankte Kraut noch 6—8 Tage stehen, da die Knollen während dieser Zeit noch Nährstoffe aufspeichern und mehr andrücken, wodurch sie sich leichter überwintern lassen. Nach Verlauf dieser Zeit schneidet man die Triebe möglichst kurz über der Erde ab und hebt die Knollen bei trockenem Wetter sorgfältig heraus, um sie von der ihnen anhaftenden Erde zu reinigen und an einem luftigen doch frostfreien Orte zu trocknen.

Dieser Trockenproceß darf unter glücklichen Umständen höchstens zwei Tage dauern, da bei zu langem Trocknen die Knollen weik werden, und so, an einen etwas feuchten Ort gebracht, leicht der

Trockenfäule anheimfallen. Nach dem Trocknen bringt man die Knollen in einen luftigen und frostfreien Ueberwinterungsraum, wo sie möglichst vor Fäulniß geschützt sind. Viele Georginenzüchter entfernen an den Knollen, ehe sie in den Ueberwinterungsraum gebracht werden, auch noch die stehengebliebenen Aststummel, weil diese häufig Anlaß zur Fäulniß geben.

Zur Topfkultur im Zimmer eignen sich hauptsächlich nur die Zwerggeorginen, wovon Mitte Mai die in oben besprochener Weise angetriebenen Knollen in Töpfe von 7—10 Centimeter Durchmesser gepflanzt und so lange an einen warmen und schattigen Ort gebracht werden, bis die Pflanzen angewurzelt sind. Haben diese den Topfballen durchwurzelt, was in der Regel in kurzer Zeit geschieht, so giebt man ihnen einen 5 Centimeter größeren Topf. Als Erde verwendet man gute, kräftige Gartenerde mit etwas Sand vermischt. Ein wiederholter Düngerfuß im Sommer von aufgelöstem Laub- und Hühnerdung ist für das fröhliche Gedeihen der Zwerggeorginen unentbehrlich. Auch ist eine Düngung mit aufgelöstem Knochenmehl oder Hornspänen zu empfehlen. Bei Eintritt der Kälte stellt man die Georginen in's Zimmer, wo sie bis in den Winter hinein und mit ihren formvollendeten schönen Blumen erfreuen.

Ad. von Drathen.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Ananas. — Ich möchte um ein gutes Rezept bitten, wie man Ananas einmacht. Anna K. in Offenbach.

Delbilder zu reinigen. — Kann mir Jemand mittheilen, wie man alte Delbilder gründlich reinigt? H. L. in Veitsh.

Grüne oder Schmierseife. — Könnte eine der geehrten Hausfrauen mir sagen, auf welche Weise man die sogenannten grüne oder Schmierseife kocht? Eine Wifsbegierige.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Hektograph (128). — In der letzten Nummer der Illustr. Frauen-Zg. wird unter der Spitzmarke „Hektograph“ ein Verfahren zur Vervielfältigung von Schriftstücken angegeben, das bis vor zwei Jahren allerdings angewandt wurde, seitdem aber durch einen weit einfacheren, billigeren, bequemeren und zuverlässigeren Apparat ersetzt wurde. Gestatten Sie mir, auf diesen Apparat, den ich seit zwei Jahren anwende, in Ihrem geschätzten Journale aufmerksam zu machen. Er besteht aus sogenannten hektographischen Platten, die in verschiedenen Größen vorrätig sind (Briefformat und Folio). Jede dieser weichen, mit gelatinöser Substanz bedeckten Platten wird auf ein sog. Delblatt gelegt (damit die „Platte“ nicht auf dem Tische z. Neben bleibt), darnach mit einem Stück reinen Schreibpapier abgedrückt, um etwa überflüssiges Glycerin zu entfernen, und dann mit dem, natürlich mit hektographischer Tinte geschriebenen Schriftstück bedeckt. Das Original bleibt 5 Minuten liegen, wird dann vorsichtig abgenommen, und nun können beliebig viele „Abzüge“ hergestellt werden. Der Blechkasten, das Kochen der Masse, Ausgießen, Abwaschen z. fallen also ganz weg. Man hat so viele „Platten“, wie geschriebene Seiten vorhanden, legt die Platten mit ihren darunter liegenden Delblättern nach dem Gebrauche aufeinander in eine Mappe und kann sie nach zehntägiger Ruhe abermals benutzen. Ich vervielfältige in jeder Woche ein Feuilleton von 10 Seiten Briefformat binnen einer Stunde 8—10 Mal, und niemals hat mir die Sache irgend welche Schwierigkeit bereitet. Erfinder und alleiniger Verkäufer der Platten und Delblätter ist J. Stengel, Berlin, Scharrnstraße 21. Zu bemerken ist noch, daß die Platten kühl aufbewahrt werden müssen und circa 6 Mal benutzt werden können, jede Seite 3 Mal. Preis derselben ist à 15 und 30 Pfg. Helene Pöhler.

Warderpelz (72). — Wahrscheinlich ist Ihre Frage so zu verstehen, daß das Fett durch die Pelzhaare in das Leder eingedrungen ist und sich nun immer wieder im Oberstoff bemerkbar macht. Ich würde in diesem Falle, wenn ein gründliches Abreiben mit Benzin nicht fruchtet, die betreffende Stelle des Pelzwerkes loslösen und mich bemühen, das Fett durch Anwendung von Terpentin, Salmiakgeist, Benzin oder Schwefelsäther aus dem Leder zu entfernen, indem ich ein Keimenlappchen in eine der genannten Flüssigkeiten tauchte und das Leder damit tüchtig abriebe. Verschwindet der Fled nicht vollständig, so möchte ich Ihnen rathen, aus geschabtem Thon oder pulverisirtem Bolus mit Wasser einen Brei anzurühren, diesen auf die betreffende Stelle zu streichen und nach dem Trockenwerden und Einziehen des Fettes abzureiben. Antonie M. bei Andernach.

Regenwürmer (136). — Auch ich bin kein Freund der Regenwürmer trotz Darwin, der sie als nützliche Thiere betrachtet und ihnen Auflockerung und Verbesserung des Bodens zuschreibt. Aber wenn sie auch keine Zähne haben, um festere Pflanzentheile aufzubrechen so können, so werden sie doch durch Ansaugen angefaulten Stellen diese am Ausheilen verhindern und manche zarte Wurzelspitze zerstören; auch entblößen sie vielfach die unteren wichtigsten Wurzeln im Blumentopf ganz von Erde, die sie aufnehmen, um die Korbballen dann oben abzulegen. Järtere Topfpflanzen kann man nach Entfernung der Regenwürmer scheinlich wieder aufleben sehen. Der Wurm, sie zu vertreiben, erscheint also berechtigt. Bei Pflanzen, welche ein ziemliches Austrocknen des Erdballes vertragen, lasse man solches eintreten und lege feuchtes Moos unter und auf den Topf. In dieses ziehen sich die Würmer dann gern hinein und können so entfernt werden; oder man findet sie unter den herausgehobenen trockenen Erdballen aufgerollt vor. Manche Würmer sind sehr empfindlich gegen Bewegungen im Boden. Wenn man einen mäßigen Stock unter beständigem Drehen langsam von einer Seite her in den Erdballen einbringen läßt, kann man sie auf der anderen Seite oft mit assenartiger Geschwindigkeit hervorkommen sehen, als wenn sie vor einem Maulwurf flüchteten. Erweisen sie sich aber auch diesem Mittel gegenüber hartnäckig, so versuche man Aufgüsse von Kalksteinen oder von Wallnußblättern, oder übergieße gepulverte Aoe mit heißen Wasser und begieße mit diesem, ehe es völlig abgekühlt ist. Eins dieser Mittel wird sicher von Erfolg sein.

Dr. G. H.